



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Wandervögel am Edersee

»Wo gehn wir denn hin?«

»Immer nach Hause.«

(Novalis)

Wir gehen spazieren, wo vor vier Wochen noch der Edersee gewesen ist. Sein Wasser wird im Sommer stufenweise abgelassen, um die Weser schiffbar zu halten. Dafür wurde der Stausee 1914 angelegt, und so ist es bis heute geblieben. Wo vor Wochen noch Wasser gewesen ist, ist eine Art Sahelzone entstanden. Der Schlamm am Grund des Sees ist getrocknet und aufgerissen. Es riecht modrig und wimmelt von Insekten. Wir suchen nach einer Stelle in der Eder, wo ich vor ein paar Jahren geschwommen bin. Damals notierte ich: *Am zweiten Tag eines Kurztrips zum Edersee bin ich am See entlanggegangen, das heißt, da, wo üblicherweise der See ist. Er wurde inzwischen, um die Weser schiffbar zu halten, abgelassen und ist bis auf einen kleinen Rest direkt vor der Staumauer verschwunden. Statt des See ist nun ein vielleicht fünf- bis siebenhundert Meter breites Tal entstanden, das vollkommen grün ist und in allen möglichen Farben blüht. Die Eder fließt mitten hindurch. Plötzlich dachte ich, ich könnte doch mal probieren, in der Eder zu baden. Ich kraxelte über Gesteinsbrocken die steile Böschung hinunter und stieg nackt in den Fluss. Zu meiner Verblüffung war er tief ge-*

nug, führte blitzsauberes Wasser, das angenehm warm, aber auch nicht zu warm war. Ich schwamm eine Weile und setzte mich dann zum Trocknen ans Ufer. Es war vollkommen still. Der Wald am gegenüberliegenden Ufer, der tiefblaue Himmel, an dem Milane kreisten, der rauschende Fluss - es war ein kurzer Ausflug in eine Utopie und so etwas wie Glück.

Diesmal war uns dieses Glück nicht beschieden. Die Eder war auf ein kleines Rinnsal geschrumpft und nicht einmal mehr knietief. Eine große Hitze lag trotz der Abendstunde über allem und ließ den Schweiß rinnen. Später kam ein Wind auf, der es erträglicher machte. Auf der alten Aseler Brücke saßen Jugendliche und kiffen.



©Christel Stroh 2020

Am nächsten Tag unternahm ich eine Wanderung. Seit jeher habe ich eine Vorliebe für Feld- und Waldwege, Wege, die nicht asphaltiert oder betoniert sind, sondern rechts und links eine Fahrspur aus Sand und kleinen Steinchen aufweisen und dazwischen mit Gras bewachsen sind. Robert Walser ist mit Vorliebe über solche Wege gewandert, und Georg Heym hat Gedichte über sie geschrieben. Als ich so dahin ging, sprang meine Hirnantilope zu

einem Lied, das die Düsseldorfer Band *Schwarzbrenner* nach einem Heym-Gedicht geschrieben und gesungen hat. Gedicht und Lied heißen *Zauberwald*. Man findet das Stück auf der CD HEYMKEHR BLUES 2.0 aus dem Jahr 2016. Darin heißt es:

Da wir aus dem Buchenwalde traten,
Noch des Waldes Kühle im Gesicht
Sahen vor uns wir die weiten Saaten
Wie ein goldnes Meer im Mittagslicht

Bis zum Rand des Himmels, der geweißt
Von der Hitze Dämmerung und dem Winde
Der das Korn in tausend Wirbeln reißt
Dass es wie von hellen Flammen zünde

Ich habe an den weithin unbekanntem und allzu früh gestorbenen Dichter Georg Heym anlässlich seines 100. Todestages erinnert. *Warum macht man keine Revolution?*, heißt das Kapitel

in dem Band *Zwischen Arbeitswut und Überfremdungsangst*. Der Text findet sich aber auch auf der Homepage der Schwarzbrenner:

<http://www.schwarzbrenner.de/wp-content/uploads/Media/GeorgHeymGoetzEisenberg.pdf>

Ein Vater begegnete mir mit seiner vielleicht fünfjährigen Tochter. Das Kind hielt ein Smartphone in der Hand und war auf der Jagd nach Pokémon. „Gibt’s die hier im Wald auch“, frage ich begeistert. „Auf dem Handy schon“, erwiderte der Vater. Statt dass er ihr Beifuß und Johanniskraut zeigte, machten sie gemeinsam Jagd auf virtuelle Monster. Ein Seeadler zog hoch im Himmel seine Kreise. Etwas weiter kreiste ein zweiter. Ich war durch ihre Schreie auf sie aufmerksam geworden. Die beiden Pokémon-Jäger würden davon nichts mitbekommen.



Bild von [Manfred Antranas Zimmer](#) auf [Pixabay](#)

Später zogen Gewitter auf. Es grummelte und donnerte um mich herum. Ich sah mich nach einem Unterschlupf um, falls es zu regnen beginnen würde. Ich entdeckte eine halb verfallene Holzhütte an einem Waldrand. Nachdem ich einen schweren Balken angehoben hatte, konnte ich die Tür öffnen und ins halbdunkle Innere gelangen. Dort lag und stand allerhand vorsintflutliches landwirtschaftliches Gerät herum. Ein Anhänger aus Holz, der einmal von Pferden gezogen worden sein mochte, füllte den Raum zur Hälfte aus. Auf einem Balken an der Stirnseite stand eine alte Limonadenflasche aus Glas. Etwas tiefer der untere Teil einer zerbrochenen dunkelblauen Flasche, in der ein Schlüssel lag, der einmal in ein Schrankschloss gepasst haben könnte. Der Schrank, zu dem er passte, war allerdings nicht zu sehen. Ich hörte ein leises Piepsen und entdeckte unterhalb eines fehlenden Brettes in der Wand ein Vogelnest, aus dem ab und zu der Kopf eines winzigen Vogels hervorschaute. Ich setzte mich neben der Hütte auf einen Baumstamm und las in Arnulf Zitelmanns *Kant-Biographie*. Ich lerne in diesem Buch einen Kant kennen, den ich bisher nicht zur Kenntnis genommen habe. Einen Kant, der

sich daran erinnert, wie er als Kind einmal eine Schwalbe in Händen hielt, ihr ins Auge sah und dem dabei so gewesen war, „als hätte er in den Himmel gesehen“. Einen Kant, der davon spricht, dass wir gezeugt wurden, ohne gefragt worden zu sein, und dass wir nun vor der Aufgabe stehen, den Willkürakt unserer Eltern nachträglich zu bejahen. Diesen Gedanken hatte ich bisher Peter Sloterdijk zugeschrieben, in dessen Buch *Weltfremdheit* ich irgendwann einmal auf ihn gestoßen bin. Nun weiß ich, dass er ihn von Kant geklaut hat, der ihn schon rund 250 Jahre vorher gedacht und formuliert hat. Der Adler segelte dicht über mich hinweg und verschwand hinter den Bäumen. Es gewitterte allenthalben um mich herum, aber es regnete nicht. Etwas raschelte in meinem Rücken, und als ich mich umsah, erblickte ich - einen Wolf. Als ich genauer hinsah, entdeckte ich, dass an ihm eine Leine befestigt war und ihm am Ende der langen Leine ein Mann folgte. Ein Mann mit langen Haaren und Schlapphut, der mürrisch meinen Gruß erwiderte und mit seinem Wolfshund eine Wiese überquerte und im Wald verschwand. Ich ging dann ins Dorf zurück.

Am nächsten Morgen wurde ich wach, weil ein Specht vor dem Fenster auf den Stamm eines Apfelbaums einhackte. Ich sah ihm eine Weile zu und las dann vor dem Frühstück noch eine Weile in der Kant-Biographie. Nach dem Frühstück brachen wir zu einer Wanderung auf. Am Rand der Wege wuchsen Brombeerbüsche, die reife Früchte trugen. Alles war pulvertrocken und staubig. Die Natur lechzte nach Wasser. Der ausgetrocknete Edersee-Grund besaß noch einen Rest Feuchtigkeit und blühte strotzend. Eine Orgie in Gelb und Violett.

Abends traf ich den Pensions-Wirt, der mit einem Bier im Garten unter einem Apfelbaum saß. „Weißt du eigentlich, dass gleich hier nebenan vor hundert Jahren Gesinnungsgenossen von dir gehaust haben? Da war mal ein richtiges Kommunisten-Nest.“ Sonderlinge, Spinner und Nudisten seien das gewesen. Ich hatte noch nie davon gehört und fragte, wo und von wem ich Näheres darüber erfahren könnte. Im Haus lag eine dünne Broschüre, die zu einem Jubiläum des Dorfes erschienen war. Über die eigenartige Kommune im Nebenhaus fanden sich bloß wenige Sätze. „Anfang der zwanziger Jahre“, las ich, „kam ein ehemaliger Pfarrer aus Thüringen nach Asel und gründete mit einigen Mitstreitern eine Kommune, die sich im Gutshof Wilke ansiedelte. Das Gut wurde nach kommunistischen Prinzipien geführt, es gab kein Privateigentum und die Erträge wurden untereinander geteilt. Die Zimmer wurden dunkel gestrichen, im Hausflur hing ein Tagesplan mit der Arbeitseinteilung des nächsten Tages.“ Es habe eine Gemeinschaftsküche gegeben und es sei Nacktkultur betrieben worden. Da niemand etwas von Landwirtschaft verstanden habe, sei es mit dem Hof bald bergab gegangen. 1925 wurde die Gemeinschaft aufgelöst und die Mitglieder zerstreuten sich auf die umliegenden Gemeinden. Von den anderen Dorfbewohnern sei die Gemeinschaft argwöhnisch beobachtet worden. Die hart arbeitenden Bauern hätten mit der Lebensform der Gemeinschaft wenig anfangen

können. Für sie bestand die Kommune vor allem aus Nacktheit. Die pornographische Phantasie ist der Überbau einer kleinbürgerlich verarmten Geschlechtlichkeit: „Die da, die grenzen sich nicht so ein.“



Bundesarchiv, Bild 146-1978-014-13
Foto: v. Ang. | 1931

Wandervögel in 1931

Bundesarchiv, Bild 146-1978-014-13 / CC-BY-SA 3.0 / CC BY-SA 3.0 DE (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/deed.en>)
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bundesarchiv_Bild_146-1978-014-13_Wandervogel-Jugend.jpg

Am nächsten Tag wartete ich, bis ich vom Nachbargrundstück etwas hörte. Dann ging ich hinüber und fragte eine Frau, die gerade die Mülltonnen zur Straße schob, ob sie etwas über ihre Vormieter wüsste. „Na ja“, sagte sie freundlich, „die sind ja schon eine ganze Weile ausgezogen. Das ist ja beinahe hundert Jahre her. Ich habe sie also persönlich nicht mehr gekannt.“ Aber sie habe da etwas für mich. Sie verschwand im Haus und kam mit einem Stapel Blätter zurück, die in einer Klarsichthülle steckten. Sie habe unlängst einen Vortrag über die Aseler Kommune gehört und im Anschluss diesen Ausstellungskatalog erworben.¹ Ich könne den gern mitnehmen und mir in Ruhe anschauen. Das tat ich gern. Ich blätterte in dem reich bebilderten Text und erfuhr, dass die Anfänge der Kommune Asel in die Zeit unmittelbar nach dem

1 Dieser Tage hat sich ein Mann bei mir gemeldet und sich zu recht darüber beschwert, dass ich ein Buch von ihm ausgeschlachtet habe, ohne ihn als Autor zu erwähnen. Es geht um die in Teil 8 der Durchhalteprosa referierte Geschichte einer Wandervogel-Kolonie am Edersee in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg. Er, Frank König, forsche schon seit drei Jahrzehnten gemeinsam mit seiner Schwester Sibylle Blömer-Hausmanns und seiner Freundin Eva Hack, die selbst aus Asel stammt, zu diesem Thema. Seine Großeltern seien Gründungsmitglieder und Initiatoren der Siedlung gewesen. Zu meiner Entschuldigung konnte ich nur anführen, dass mir von einer Nachbarin ein Stapel Papier mit den Worten zur Verfügung gestellt worden war, es handele sich um einen Ausstellungskatalog. Ich erinnere mich, dass ich damals erfolglos nach dem Autor oder den Autoren des Textes gesucht habe. Es tut mir leid, dass ich mir damals nicht die Mühe gemacht habe, genauer zu recherchieren.

Ersten Weltkrieg zurück reichen. Soldaten, die der Wandervogel-Bewegung entstammten, erwarben Ende 1918 den Hof, pflanzten im Hof Linden und nannten ihn fortan Lindenhof. So heißt er übrigens noch heute. Wandern war das Motto des jugendlichen Aufbruchs um die Jahrhundertwende. Die Geburt der Wandervogelbewegung fand in Berlin statt. Schüler eines Gymnasiums aus Steglitz gingen 1896 mit ihrem Lehrer Hoffmann auf große Fahrt. Man verließ die Stadt und suchte Zuflucht in der zivilisationsfernen Einfachheit des Landes. Abkochen am offenen Feuer, Schlafen auf Stroh oder unter freiem Himmel, Naturerlebnis und Kameradschaft in der Gruppe, Verzicht auf Tabak und Alkohol waren die lebensreformerischen Programmpunkte. Ein Jahrzehnt nach ihrer Entstehung umfasste die Bewegung rund 10.000 Jungen und 2.000 Mädchen. 1913 trafen sich circa 2.000 von ihnen auf dem Hohen Meißner in Nordhessen und verabschiedeten ein gemeinsames Manifest. In der berühmten „Meißner-Formel“, schreibt Detlev Peukert, „konnten sich Rohköstler und Antisemiten, Reformpädagogen und Freunde vormilitärischer Geländespiele, Kulturkritiker und Rassehygieniker, Pazifisten und Nationalisten wiederfinden, vor allem solange ‚Freiheit‘ nur als innerlicher Wert, nicht aber als politisches Recht beschworen wurde.“ Der diffuse Antikapitalismus der Jugendbewegung, der Freiheit nicht auch als Freiheit von Ausbeutung und sozialer Ungleichheit begriff, war für viele Entwicklungen offen und war auch im völkischen Sinn interpretierbar. Aus diesem Milieu rekrutierten sich im Wesentlichen die Aseler Kommunarden. Einzelne von ihnen waren auf dem Meißner anwesend.

Im Laufe der ersten Monate nach dem Krieg trafen rund ein Dutzend Männer und Frauen in Asel ein. Sie waren von der eben angedeuteten Aufbruchsstimmung erfasst und wollten hier beginnen, jugendbewegte und lebensreformerische Ideen zu realisieren und zu leben. Die jungen Männer waren voller Enthusiasmus in den Krieg gezogen und hatten diesen als Verlängerung ihrer Wandervogelzeit betrachtet. Nach vier Jahren des Mordens waren sie eines Schlechteren belehrt worden und wollten ihre Ideale nun im zivilen Leben realisieren. Sie waren voller Tatendrang und von dem Willen durchdrungen, etwas von ihren Idealen in die Wirklichkeit zu überführen und nebenbei auch Bildung und Kultur aufs Land und unter die bäuerliche Bevölkerung zu bringen. Geblichen war ihnen die Ablehnung des städtischen Lebens und des wilhelminischen Spießbürgertums. Die Stadt galt ihnen als Ort der Ausschweifung, des Lasters und der Verderbnis. Eine Gesundung der Gemeinschaft konnte nur vom Land aus gelingen und auf der Basis einer bäuerlich-handwerklichen Lebensform. Die Männer trugen lange Haare und Sandalen, die Frauen bunte Kleider. Wann immer es die Witterung zuließ, ging man barfuß und stapfte im Morgentau nackt durch Wiesen. Einige Lebensreformer verbanden die Nacktkultur von vornherein mit rassistischen Vorstellungen: Die „Gesundung der Volkskraft“ und der Kampf gegen die „dekadente Zivilisation“ sollte „die Rasse verbessern“ und ein „gestähltes und gesundes Germanentum“ hervorbringen. Man aß gemeinsam an hölzernen Tischen, die im Garten unter Bäumen aufgestellt wurden. Man ernährte sich ve-

getarisch, sammelte Kräuter und pflegte altes deutsches Liedgut und die dazu gehörigen Tänze.

Zu der Aseler Gemeinschaft gehörte für eine Weile auch ein gewisser Adalbert Luntowski, der sich später seines polnischen Nachnamens schämte und sich in Adalbert Reinwald umbenannte. Er hatte als Hauslehrer die Kinder des in der Szene berühmten Malers Fidus unterrichtet, wurde in der Jugendbewegung als Prophet verehrt und besaß den Status eines Gurus. Auf Fotos sieht man ihn stets inmitten junger Leute, die ihn anhimmeln und zu ihm aufschauen. Er hat über die Zeit in Asel einen Roman geschrieben, der 1926 unter dem Titel *Peter von Horn – Geschichte eines deutschen Mannes* erschienen ist. Schnell wuchsen die Spannungen in der Gruppe, bis die Zentrifugalkräfte sie vollends auseinander rissen. Reinwald verließ den Lindenhof und gründete auf der anderen Seeseite eine eigene Gemeinschaft. Wie andere aus der Gruppe schloss sich Reinwald im Laufe der zwanziger Jahre dem völkischen Lager an und wurde Nazi. Der Weg von der romantischen Schwärmerei und Verherrlichung des einfachen Lebens auf dem Land zur Blut- und Boden-Ideologie der Nazis und zum Antisemitismus war für einige nicht weit. Man musste lediglich ein paar Begriffe austauschen, zum Beispiel Kapitalist durch Jude ersetzen. Reinwald soll Mitte der 1930er Jahre bei einem spielerisch gedachten Ringkampf mit einem Jünger, der seine Kräfte mit dem Meister messen wollte, ums Leben gekommen sein. Einer nach dem anderen verließ den Lindenhof und siedelte sich in einer der benachbarten Gemeinden an. So entstanden rund um den See kleine Kolonien der Aseler Gemeinschaft. Diese selbst löste sich Mitte der zwanziger Jahre endgültig auf. Das Gros der ehemaligen Kommunarden wanderte ins völkische Lager ab, einige schlossen sich den Freikorps an, die gegen den „Bolschewismus“ und „die Roten“ kämpften, ein Teil blieb politisch indifferent und verbrachte die NS-Zeit in der „inneren Emigration“. Ein ehemaliger Lindenhof-Bewohner ging in die Sowjetunion, um am Aufbau des Sozialismus mitzuwirken. Was aus ihm geworden ist, weiß niemand. In der direkten Nachkriegszeit mischten sich die unterschiedlichen Intentionen und koexistierten neben- und miteinander. Das war nicht nur in Asel so. Erich Mühsam und Oskar Maria Graf tauchten, wenn auch nur für kurze Zeit, auf dem Monte Verita bei Ascona auf, dem wichtigsten Treffpunkt der Gegenkultur und der bedeutendsten aller Gemeinschaftsgründungen des frühen 20. Jahrhunderts. Ihnen waren die Leute, die sich dort versammelten, auf Dauer zu „pflanzlich, zu ethisch und politisch zu verworren“. Erich Mühsam verspottete das vegetarische Sanatorium als „Salatorium“. Die Liste derer, die sich kürzer oder länger auf dem Monte Verita aufhielten und mit der Idee der Gemeinschaft sympathisierten ist lang und prominent besetzt: Otto Gross, Karl Wolfskehl, Leonhard Frank, Ernst Bloch, Else Lasker-Schüler, Hugo Ball, Franziska zu Reventlow, Peter Kropotkin und Hermann Hesse.

Auch der Anarchist Gustav Landauer sympathisierte mit der Idee und Praxis der Siedlungsgründung, in der er die Grundform einer egalitären und freien Gesellschaft erblickte. Er hoffte, dass das Modell der genossenschaftlichen Siedlung auf andere Bereiche der Gesellschaft



Gustav Landauer in den frühen 1890er Jahren

Unknown author / Public domain
[United States public domain tag](#)

ausstrahlen und so die Verbreitung des freiheitlichen Sozialismus fördern würde. Er erwartete die Geburt der neuen Gesellschaft nicht von oben und durch den Staat, sondern setzte auf das Prinzip der Selbsttätigkeit und die überzeugende Kraft des Beispiels. Es gelte, Lebens- und Arbeitsformen zu entwickeln und den Menschen anzubieten, die attraktiver sind als diejenigen, die sie kennen. Diese Idee hat bis heute nichts an Aktualität verloren. Das Projekt Monte Verita scheiterte an internen Zerwürfnissen. Im Laufe der Jahre entmischten sich die verschiedenen Intentionen und traten unversöhnlich auseinander. Das Gleiche spielte sich, wie wir gesehen haben, auch im Mikrokosmos der Aseler Gemeinschaft ab. Der Lindenhof wurde an einen ortsansässigen

Landwirt verkauft, der ihn in eigener Regie weiterführte. Meine Pensionswirtin hat bei ihm noch in den frühen 1960er Jahren als Magd angeheuert und Jahre lang auf dem Lindenhof gearbeitet, bis sie den Nachbarsohn geheiratet hat.

Die Geschichte des Lindenhofs und seiner Bewohner hat mich unverhofft unter die giftigen Bäume meines eigenen Familienschungels katapultiert. Ich habe plötzlich begriffen, oder sagen wir etwas bescheidener: Ich habe eine Ahnung davon bekommen, warum sich mein Vater direkt nach dem Krieg ebenfalls in Asel ansiedelte. Er mietete von einem ehemaligen Lindenhof-Bewohner, der sich etwas unterhalb des Ortes einen Bauernhof gekauft hatte, einen Ziegenstall und baute ihn zu einem Wochenendquartier aus. Ein Raum von der Größe einer Einzelzelle, ohne Strom und fließendes Wasser. Gekocht wurde auf einem Spirituskocher oder draußen in einem steinernen Kamin. Mein Vater war in der nächsten Kreisstadt stellvertretender Ortsgruppenleiter der NSDAP gewesen, und es zog ihn nach dem, was er und seinesgleichen „den Zusammenbruch“ nannten, in eine Umgebung, wo er sich aufgehoben und akzeptiert fühlte. Er hatte den berühmten Fragebogen ausfüllen müssen und wurde „entnazifiziert“. Das bedeutete in seinem Fall, dass er für fünf Jahre kein Beamter sein und nicht im öffentlichen Dienst arbeiten durfte. Er arbeitete als angestellter Architekt im Büro eines Bekannten. „Sie“ – die hessischen Sozialdemokraten - waren hinter ihm her, stellten ihm nach, hier in Asel fühlte er sich frei von Nachstellungen. Er konnte sich bewegen wie ein Fisch im Wasser, in seinem Wasser. Das alte völkische Milieu, das bruchlos im Nazitum aufgegangen war, barg und schützte ihn. Er war von „Kameraden“ umgeben, die alle vom gleichen antisemitischen Ressentiment radikalisiert worden waren. Mein Vater blieb übrigens zeitlebens Antisemit, nahm nichts zurück, bedauerte bis zum Schluss nichts. Es sei denn, dass sie ihr Projekt der „Vernichtung der jüdischen Rasse“ nicht hatten zu Ende bringen können. Er hatte in den letzten Kriegsjahren meine spätere Mutter kennengelernt, auch sie war eine glühende Nationalso-

zialistin. Er traf sich mit ihr in diesem ausgebauten Ziegenstall. Da er noch verheiratet und Familienvater war, musste das zunächst heimlich geschehen. Meine Phantasie ist, dass ich in einer Frühlingsnacht des Jahres 1950 in diesem Ziegenstall gezeugt wurde. Da war er bereits geschieden und ihre Verbindung legalisiert. Meine frühe Kindheit hat sich in der Sommerzeit weitgehend hier abgespielt. Hier lernte ich schwimmen, ließ mit dem Vater Steine übers Wasser springen und den selbstgebauten Drachen steigen. Vorn im Bach baute er mit mir und für mich ein kleines Mühlrad, das sich in der Strömung drehte. Wir gingen in die Pilze und sammelten Blaubeeren, die mit Dickmilch und Rohrzucker gegessen wurden. Die Idylle, von der ich ja nicht ahnte, dass sie mit dem Grauen kontaminiert war, wurde jäh zerstört, als meine Mutter Mitte der 1950er Jahre starb. Dieser Tod hat einen tiefen Riss in meinem Leben hinterlassen. Vielleicht zieht mich die vage Hoffnung an den Edersee, der Riss möge sich an der Stätte seiner Entstehung auch wieder schließen oder doch weniger tief werden. Hier habe ich die intensivsten Momente mit meiner Mutter erlebt und vor allem haben die letzten Begegnungen vor ihrem Tod hier stattgefunden. Irgendwo hier muss ich die Spur wieder aufnehmen. Manchmal frage ich mich: Hat ihr Fuß diesen Stein berührt, ist ihre Hand über dieses Gelände geglitten, hat ihr Blick auf diesem alten Baum geruht, hat sie mit meinem Vater und mir auf dieser Bank gesessen? Es ist wohl die Sehnsucht, zu einem Punkt zurückzukehren, der vor der falschen Abzweigung liegt, wie Robert Musil es so wunderbar ausgedrückt hat.

Auf eine unterirdische Weise bin ich also mit all diesen Geschichten und der Geschichte der Aseler Siedler verbunden. Ich bin mir nicht darüber klar geworden, was diese Entdeckung an und in meinem Leben verändert. Ein großer blinder Fleck in der Geschichte der Familie Eisenberg und meiner Biographie ist plötzlich beseitigt und lesbar geworden. Ein Stück Selbstverborgenheit ist aufgehoben worden, ein Vorgang, auf dessen heilsame Wirkung die Psychoanalyse setzt. Meine Affinität zu der Gegend rund um den Edersee ist mir ein wenig unheimlich geworden, seit ich weiß, warum mein Vater sie aufgesucht hat. Aber ich bin ich und mein

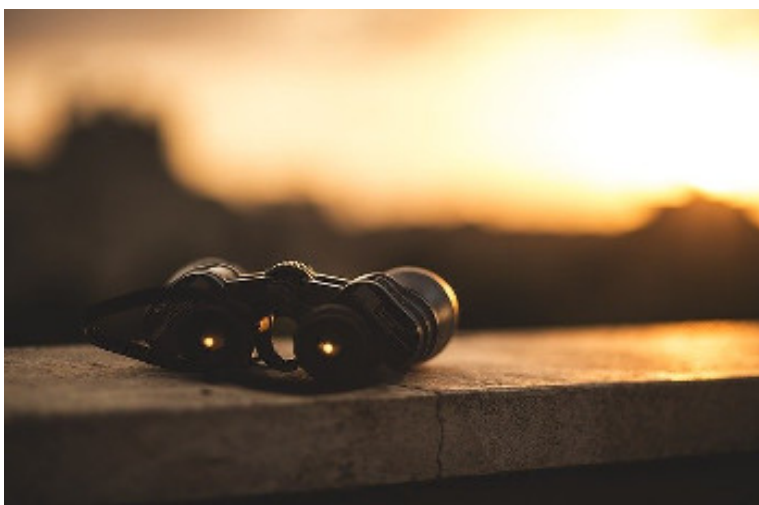


Bild von [Free-Photos](#) auf [Pixabay](#)

Vater ist mein Vater. Ich habe nicht vor, ihn ein Leben lang wie Christophorus das Jesuskind auf den Schultern mit mir herumzutragen. Der Edersee ist nun „mein Edersee“, auch wenn ihm diese Geschichte ab jetzt anhaftet. Die scheinbare Zufälligkeit der Ortswahl meines Vaters hat sich als keineswegs so zufällig entpuppt. Unter der idyllischen Ober-

fläche und den gepflegten Rasenflächen ist der braune Untergrund sichtbar geworden. Von seiner Existenz wusste ich seit Langem, nur der konkrete Bezug zu diesem Ort und seiner Geschichte war mir unbekannt. Ich werde sehen, was diese Entdeckung für mein Verhältnis zu dieser Region und mein weiteres Leben bedeutet.

Die Zahl der Neuinfektionen steigt von Tag zu Tag. Sie befindet sich nun wieder auf einem Niveau, das wir zuletzt im Mai hatten, als die erste Welle abzuflauen begann. Die meisten Leute scheinen allerdings vollkommen sorglos zu sein und feiern, was das Zeug hält. Mein für September geplanter Hollandaufenthalt rückt in weite Ferne. Ich werde mich dieser Tage entscheiden müssen.

Ein alter Bauer kommt mir auf einem ebenso alten Traktor entgegen. Er sitzt hinter dem Steuer im Freien wie auf einem Thron, und als ich zur Seite trete, um ihn vorbeizulassen, winkt er mir zu. Er hat ein Gesicht, wie es sie heute kaum noch gibt. Das ganze Leben hat sich in ihm eingegraben. In Pasolinis Filmen kann man solche Gesichter sehen. Pasolini sagte, der Konsumismus habe diese Gesichter zum Verschwinden gebracht und durch ein blasses und konturloses Einheitsgesicht ersetzt. Pasolini hat seiner Trauer um den Untergang des agrarisch-handwerklichen Italien in seinen *Freibuterschriften* Ausdruck verliehen, die 1975 im Verlag Klaus Wagenbach erschienen sind. Pasolini scheut sich nicht, im Kontext dieser Kulturzerstörung von einem „Völkermord ohne Blutbäder und ohne Massenerschießungen“ zu sprechen und wählte als Metapher für all diese Zerstörungen die des *Verschwindens der Glühwürmchen*. Das Land ist anders geworden: Die Glühwürmchen sind aus ihm verschwunden. Die alten Werte sind auf einmal nicht mehr wichtig, sie werden ersetzt durch die Werte eines neuen Gesellschaftsmodells. Der Konsumismus hat zynisch eine Welt vernichtet und sie in eine vollkommen irrealen verwandelt, wo keine Wahl zwischen Gut und Böse mehr möglich ist. „Eine Entscheidung hat allerdings doch stattgefunden: die für die Versteinerung, für den Mangel an Mitleid. Es war das Fernsehen, das auf der praktischen Ebene das Zeitalter des Mitleids abgeschlossen und das hedonistische Zeitalter eingeleitet hat. Ein Zeitalter, in dem Jugendliche, die ebenso anmaßend wie frustriert sind aufgrund der Dummheit und gleichzeitigen Unerreichbarkeit der ihnen von der Schule und dem Fernsehen gebotenen Modelle, unaufhaltsam dazu neigen, entweder aggressiv bis zum Verbrechen oder passiv bis zum Unglücklichsein zu werden (was keine geringere Schuld ist).“ Sie regredieren auf einen Zustand primitiver Stumpfheit und stoßen nur noch ab und zu obszöne Wortfetzen aus.



Wagenbach Verlag
176 Seiten, 10,90 €



Bild von [Luisella Planeta Leoni](#) auf [Pixabay](#)

Der Konsumzwang erweist sich in den Augen Pasolinis als eine einzige anthropologische Katastrophe. Der Untergang der bäuerlichen und frühindustriellen Welt hat zu einer *anthropologischen Mutation* geführt: einer extremen Vereinheitlichung unter dem Zwang zu konsumieren. „Es ist ein und derselbe Schoß, aus dem heute sämtliche Italiener kriechen.“ Die Kinder des

Konsumismus gleichen Monstern: bleiche Gesichter, erloschene, stumpfe Augen. Die Jugendlichen sind Masken eines einzigen fortschreitenden, bewusstlosen Integrationsprozesses, der kein Erbarmen kennt: „Ihre Augen irren umher, nicht der geringste Lichtschimmer mehr in ihren Augen: ihre Gesichtszüge sind Robotern nachgebildet – nichts Persönliches, nichts Eigenes ist mehr darin.“ Der klassenübergreifende *konsumistische Hedonismus* zwingt die Jugendlichen, sich in ihrem ganzen Verhalten, ihrer Kleidung, ihren Schuhen, ihren Frisuren, ihrem Lächeln, ihren Bewegungen und ihren Gesten, ihrer Art sich zu küssen und zu umarmen, dem anzupassen, was ihnen die mediale Welt und besonders ihre Influencer vorgeben. Haben wir, beinahe 50 Jahre später, Veranlassung, Pasolinis pessimistischer Sicht zu widersprechen?

Unser Aufenthalt in Nordhessen geht dem Ende entgegen. Wir unternehmen einen Ausflug in die „Waldeckische Schweiz“, wie das Gebiet rund um die Burg Lichtenfels genannt wird. Die Burg, die wir eigentlich besichtigen wollten, befindet sich in Privatbesitz und ist für Besucher gesperrt. Kameras überwachen den Eingang. Der neue Feudalherr ist der Besitzer einer IT-Firma. Der neue Geldadel reißt sich die stolzen Überbleibsel der Feudalzeit unter den Nagel und lässt seinen Besitz von Security-Leuten und Kameras bewachen. Ich glaube, dass kein spätmittelalterlicher Burgherr seinen Besitz derart hermetisch abgeschottet hat. Wahrscheinlich fürchtet der Geldadel das Volk noch mehr als seine Vorgänger. Wir lassen also die Burg links liegen und gehen weiter einen Berg hinauf, der Eisenberg heißt, wie ich auf der Karte sehe. Unter einer alten Eiche steht eine Bank, vor der Bank liegt eine Wiese, auf der Schafe weiden und blöken. Wir essen mitgebrachtes Obst und Kekse und dösen in der Mittagshitze vor uns hin. Unterhalb vom Eisenberg und von Burg Lichtenfels liegt der Ort Dalwigkthal. Rund um die Kirche befinden sich die Gräber der Freiherren und Freifrauen von Dalwigk. Am Eingang des Friedhofs hängt ein Zettel, der die Besucher auffordert, für die an Covid-19 Erkrankten zu beten. Auch die Tür des Kirchhofs ist verriegelt. Wir gehen einen staubigen Feldweg entlang und sehen auf einer Wiese die schönste Eiche, die wir je gesehen haben. Sie wird

ein paar Jahrhunderte alt sein und besitzt, da sie frei steht und ungehindert wachsen konnte, eine wunderschöne Form. Ein Bach schlängelt sich unweit ihres Stammes durch die Wiese. Auf dem Heimweg halten wir am Fuß eines Hügels, auf dessen Kuppe eine kleine Kirche steht. Auch sie ist nicht zugänglich. Ein Schild weist auf eine Wassertretanlage hin. Sie befindet sich im Flüsschen Orke. Das Wasser ist nicht tief genug, um zu schwimmen, aber immerhin können wir unsere glühenden Füße kühlen. Kleine Forellen umspielen im klaren Wasser unsere Füße. Wir setzen uns ans Ufer. Jemand kommt mit einem Bernhardiner, der sich ins Wasser stürzt und schmatzend trinkt. Am Abend gehen wir in einem kleinen Gasthaus essen. Die Köchin versteht ihr Handwerk. Das Essen ist exquisit, aber nicht überkandidelt. Leider ist das Lokal durch die Corona-Zeit in die Krise geraten und wird demnächst schließen. Der Chef spendiert mir zum Abschluss einen Obstler, gebrannt aus wilden Himbeeren. In der Abenddämmerung setzen wir uns in der Nähe unserer Pension an den Waldrand und warten darauf, dass Rehe aus dem Wald heraustreten und auf der Wiese vor uns äsen. Wir haben Glück und können eine Gruppe Rehe und einen ausgewachsenen Feldhasen beobachten. Fledermäuse umschwirren uns.

Am nächsten Morgen heißt es putzen, aufräumen und packen. Das bildet stets den traurigen Abschluss schöner Tage. Vor der Heimfahrt unternehmen wir einen letzten Gang zur Ehrenburg. Als ich später meinen Rucksack auf die Rückbank des Autos werfe, springt ein gritzgrüner Grashüpfer heraus, der sich am Vortag in ihn verirrt haben muss. Vielleicht ist er auf dem Eisenberg in Eisenbergs Rucksack gehüpft. Er landet auf meiner Hand. Ich trage ihn zur Wiese, aber er will meine Hand partout nicht verlassen. Ich puste, was meine Lungen hergeben, aber der Hüpfer krallt sich an meinem Zeigefinger fest. Schließlich streife ich ihn im Gras ab. Ich kann mich in das Tier einfühlen, denn auch ich kralle mich mit ähnlicher Vehemenz an diesen Ort, den ich eigentlich nicht verlassen möchte.

Zu Hause warten die Rechnungen und der Lärm.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntlang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)